

Josef Quack

Wolfgang Koeppen in der Diskussion

Zu einigen Problemen der Forschung

- I. Schreiben unter Hitler: Zwei Artikel von 1933
- II. Zur Neuauflage der *Tauben im Gras*
- III. Zeit des Romans: Zur Datierung der *Treibhaus*-Handlung
- IV. Literatur

Ausdruck aus der Website:
www.j-quack.homepage.t-online.de

7. Februar 2007

I. Schreiben unter Hitler: Zwei Artikel von 1933

In der Frage, wie man die politische Einstellung der Zeitgenossen der Hitlerjahre zu beurteilen hat, gibt es nicht nur erst heute eine Tendenz, grundsätzlich das Schlimmste anzunehmen. Im Zweifelsfalle entscheidet man also gegen den bekannten Grundsatz: In dubio pro reo. So jüngst in geradezu absurder Weise gegen Hans Scholl, den Initiator der Widerstandsgruppe „Weiße Rose“. Eine jugendliche Verfehlung des Studenten wurde von einem nachgeborenen Historiker als schwerer Mangel und als Ursache seines angeblichen späteren Versagens bewertet, während seinerzeit das Gericht, immerhin ein Gericht des Hitlerregimes, hatte Nachsicht und Milde walten lassen.

Das Problem bei der Beurteilung der Deutschen unter Hitler besteht darin, ob es gerechtfertigt ist, sie von vornherein als Angeklagte zu betrachten und sie zu verdächtigen, mit dem Hitlerregime und seiner Ideologie einverstanden gewesen zu sein. In der Koeppen-Forschung gab es immer wieder Stimmen, die den Autor unter Generalverdacht stellten und behaupteten, er habe in den dreißiger Jahren die nationalsozialistische Ideologie oder die nationalistische Phraseologie zumindest in Teilen übernommen. Solche Vorwürfe sind, was den Roman *Die Mauer schwankt* angeht, längst widerlegt. Dennoch halten sich bis heute Vorwürfe, er habe dem Geist des NS-Regimes unnötige Konzessionen gemacht. Grundlage dieser Anschuldigungen sind hauptsächlich zwei Artikel, die er 1933, in den ersten Monaten des Regimes, veröffentlicht hat: „Paris in diesem Frühjahr“ (4. Juni 1933) und „Moeller van den Bruck. Von der ‚Italienischen Schönheit‘ über den ‚Preußischen Stil‘ zum ‚Dritten Reich‘“ (30. April 1933).

Bevor ich auf die fraglichen Einzelheiten der beiden Artikel eingehe, sei an zwei fundamentale Richtlinien der Hermeneutik erinnert. Zunächst sei an den Grundsatz allen Verstehens erinnert, den Gadamer den „Vorgriff der Vollkommenheit“ genannt hat (Gadamer 277f.). Diese elementare Maxime hat einen formalen und einen inhaltlichen Aspekt. Er besagt, daß wir bei jedem Verstehen unterstellen, daß der Text oder das Gesagte sinnvoll ist. Das hat zur Folge, daß wir einen sprachlich fehlerhaften Text meist stillschweigend verbessern oder Druckfehler automatisch korrigieren; wir überlesen sie oft, weil wir unbewußt die richtige Lesart restituieren. Zweitens nehmen wir an, daß das Gesagte wahr ist – und zwar bis zum Beweis des Gegenteils. Das schließt eine kritische Haltung natürlich nicht aus. Bei historischen Zeugnissen ist es selbstverständlich geboten, die Wahrheit des Gesagten zu überprüfen, anhand anderer Zeugnissen, Kriterien der Stimmigkeit, chronologischen Plausibilität, der Überlieferung etc.

Was nun das Verständnis autobiographischer Erinnerungen aus der Hitlerzeit angeht, so neigen viele Interpreten zu einem prinzipiellen Mißtrauen. Sie nehmen von vornherein an, daß das Gesagte geschönt oder falsch ist. Aber selbst hier wird der hermeneutische Fundamentalsatz nicht vollständig außer Kraft gesetzt. In der Koeppenforschung kann man zum Beispiel beobachten, daß die Kritiker seines Verhaltens im Dritten Reich nicht restlos alle seine Äußerungen zum Thema für falsch halten, sondern nur vereinzelte Angaben. Ihre Dekonstruktion ist also nicht konsequent und radikal.

Der zweite hermeneutische Grundsatz besagt, daß bei allen dichterischen Texten zwischen der *intentio operis* und der *intentio auctoris* zu unterscheiden ist. Der Autor ist als Interpret seiner Werke gegenüber anderen Lesern nicht privilegiert. Gegen diesen Grundsatz verstößt aber dauernd der Betrieb der Talkshows, der naiv unterstellt, daß der Autor der berufene Deuter seiner Werke sei. Der Grundsatz besagt aber auch, daß die Auslegungen des Autors nicht schlechter, sondern prinzipiell gleichwertig den Deutungen anderer Interpreten sind. Beide Interpretationen sind nur so viel wert wie die jeweils vorgebrachten Argumente. Und deshalb läßt sich auch der Fall nicht ausschließen, daß der Autor sein Werk richtig deutet, während andere Interpreten das Werk mißverstehen. Das kann zum Beispiel daran liegen, daß der Autor den zeitgeschichtlichen oder literarischen Kontext besser kennt als der spätere Interpret. Was aber nur heißt, daß der Interpret seine Hausaufgaben nicht gemacht hat.

Bei Koeppen treffen wir nun auf den interessanten Umstand, daß er zu der gleichen Zeit, als er jene umstrittenen Artikel schrieb, auch Überlegungen über den Unterschied zwischen journalistischer und schriftstellerischer Arbeit anstellte, die die Differenz zwischen Werkintention und Autorintention implizieren: „In einer Zeitung muß der Schriftsteller sein Thema anders behandeln. Er muß Stellung nehmen, eine Meinung haben, wo er im Buch vielleicht nur tiefste und zurückhaltendste Skepsis kundtun würde. Das Buch stellt den Autor lange nicht so nackt vor den Leser, wie es ein Aufsatz tut. Ein Roman kann eine Angelegenheit der Scham sein. Ein Artikel kann das nur sehr selten sein.“ (6,49) Es ist evident, daß Koeppen hier die publizistische Devise Alfred Döblins „Ein Kerl muß eine Meinung haben“, übernommen hat. Die Frage ist aber, welche Meinung Koeppen in den beiden Artikel ausdrückt, ob er so eindeutig Stellung nimmt, wie er es hier fordert, ob er überhaupt eine eigene Meinung zum Ausdruck bringt. Und wenn dies der Fall ist, stellt sich die Frage, was von dieser Meinung zu halten ist.

Der Bericht über Moeller van den Bruck hat eine Vorgeschichte, die zu kennen nicht ganz unwichtig ist. Herbert Jhering, für dessen Redaktion Koeppen beim „Berliner Börsen-Courier“ arbeitete, hatte 1930 eine polemische Schrift, *Die getarnte Reaktion*, veröffentlicht, in der er der linken Intelligenz „verhängnisvolle Fehler“ vorwarf, weil sie die „sachliche Auseinandersetzung“ mit nationalistischen Autoren unterlassen habe und statt dessen nur „fades, ironisches Zeug“ gegen sie hervorgebracht habe (Jhering 647f.). Koeppens Aufsatz von 1933 ist auch eine späte, den Zeitumständen entsprechend aber höchst aktuelle Erfüllung der von Jhering erhobenen Forderung. Koeppen hat später mehrmals in Gesprächen auf die Bedeutung der Schrift Jherings hingewiesen (*Ohne Absicht* 77). Den unmittelbaren Anstoß zu dem Aufsatz kam dann von anderer Seite, von dem Berliner Theaterintendanten, Regisseur und Filmproduzenten Moriz Seeler: „Seeler regte mich an, im „Börsen-Courier“ über deutsche Konservative zu schreiben. Er fand das zeitgemäß. Ich schrieb über Moeller van den Bruck. Man nahm mir das übel.“ („Berlin“. FAZ 25.4.1992; *Phantasieroß* 656)

Erwähnenswert sind auch die weiteren Angaben Koeppens über Seeler, da dessen späteres Schicksal bis heute ungeklärt ist. Koeppen erinnert sich, daß er Seeler 1939 zwei Monate vor dem Krieg noch einmal getroffen habe. Ein letztes Mal habe er ihn 1942 bei der Müllabfuhr gesehen. Seeler sei in die Wohnung von August Scholtis geflohen: „Die Häscher finden ihn bald. Er schluckt Gift und stirbt.“ (*Phantasieroß* 657) In Scholtis Lebenserinnerungen *Ein Herr aus Bolatitz* (1959), die Koeppen im Geiste freundschaftlicher Kritik rezensiert hatte (6,339f.), kann man nachlesen, daß der illegal in Berlin lebende Seeler tatsächlich einige Nächte bei Scholtis verbracht hatte. Leider gibt Scholtis keine genaueren Daten an. Im vorangehenden Abschnitt des Textes ist von einer Begegnung mit Jakob Picard „kurz vor dem Russenkrieg“ die Rede. Demnach könnten die Übernachtungen Seelers in den folgenden Monaten, also 1941/42 stattgefunden haben. Dagegen spricht aber, daß Seeler damals geplant haben soll, „über die Grenze nach Holland zu verschwinden“ (Scholtis 360) – was wohl eher auf die Vorkriegszeit hindeutet. Denn was konnte sich Seeler von einer Flucht in ein von den Nationalsozialisten besetztes Land versprechen. Nach anderen Vermutungen soll Seeler in Riga oder in Theresienstadt umgekommen oder ermordet worden sein.

In dem Aufsatz über Moeller van den Bruck verspricht Koeppen im Untertitel, die Entwicklung des Autors „von der *Italienischen Schönheit*, über den *Preußischen Stil* zum *Dritten Reich*“ nachzuzeichnen. Zu Beginn weist Koeppen auf die Aktualität Moellers hin, der 1925 gestorben war: „Heute, sieben Jahre nach seinem Tode, gilt Moeller van den Bruck als einer der wichtigsten Wegbereiter des neuen Nationalismus sozialer Prägung. Er war der Denker, der, lange bevor es deutlich wurde, das Schicksal Deutschlands, Italiens und Rußlands voraussah, hierin einem anderen Theoretiker des Faschismus gleichend, dem großen Sorel.“ (6,26) Die beiden Sätze enthalten einen signifikanten semantischen Unterschied. Einmal wird behauptet,

Moeller habe den Nationalismus geistig vorbereitet, dann heißt es, er habe als Theoretiker des Faschismus das Schicksal Deutschlands vorausgesehen, also prognostiziert. Das Motto des Aufsatzes: „Das Geistige ist dem Wirklichen immer um Menschenalter voraus“, deckt beide Bedeutungsdifferenzen ab. Es ist im übrigen ein Motto, das das Selbstverständnis des Intellektuellen, gleichgültig welcher politischen Couleur, exemplarisch zum Ausdruck bringt. Wenn Moeller im *Dritten Reich* besonders scharf mit Heinrich Mann ins Gericht geht, so nicht deshalb, weil er Intellektueller war, sondern wegen seines westlichen Liberalismus und seines Engagements für die parlamentarische Demokratie (Moeller 22). Aus verständlichen Gründen ist Koeppen auf dies Polemik nicht eingegangen.

Den entscheidenden Impuls in Moellers geistiger Entwicklung sieht er in dessen Beschäftigung mit Dostojewskis Werk, „wo er die „Rebellion gegen den westlichen Geist, den liberalen Intellektualismus und die Parteinahme für den Osten“ gefunden habe. Die östliche Orientierung bezog sich für Moeller aber nicht auf Rußland, sondern auf Preußen (6,29). Den zweiten Impuls für Moeller sieht Koeppen in dessen Erfahrungen in Italien. Koeppen beschreibt zunächst zwei Betrachtungsweisen im Hinblick auf dieses Land: den ästhetisch verklärenden, auf die Vergangenheit gerichteten Blick des Kunstreisenden und den sozialkritischen, politisch informierten Blick der modernen Schriftsteller. Und Moeller betrachtet er als einen Autor, der die aktuellen politischen Ideen aufnimmt und zum Schlüssel seiner kunsthistorischen Studie über die italienische Schönheit macht. Von größter Bedeutung ist, daß er Moellers Begriff des Völkischen, das zeitgenössische Synonym für das Ethnische, richtig nicht als biologistischen, sondern als geistigen Begriff interpretiert, womit implizit gesagt ist, daß hier zwischen „Rasse“ und „Nation“ eine Differenz besteht.

Im nächsten Werk, dem Buch über den *Preußischen Stil*, findet er nicht nur eine kunsthistorische Beschreibung, sondern die Darstellung einer politisch ausgeprägten Mentalität, den „Stil einer Gesinnung und eines politischen Bewußtseins“ (6,31). Kunsthistorisch ist Preußen für Moeller dadurch gekennzeichnet, daß die Architektur, eine Kunstgattung, die die ästhetische Funktion mit der praktischen Funktion verbindet, die charakteristische Kunstform des Landes ist. Politisch ist für das Land der kolonisierende Charakter wesentlich, worunter man in erster Linie die Kultivierung eines unwirtlichen, wilden Naturzustandes zu verstehen hat. Beide Gedanken finden, wie man weiß, in Koeppens zweitem Roman ein reflektiertes Echo (Quack 1997,51ff.).

Im letzten Teil des Aufsatzes beschreibt er Moellers Hinwendung zur Politik, seine Haltung zur Revolution von 1918, seinen Hinweis auf den italienischen Faschismus, den er als Jugendbewegung, als eine den Staatsgeist stärkende Bewegung charakterisiert und den Deutschen als Vorbild empfiehlt. Koeppen beschließt den Artikel mit einem Zitat aus dem Vorwort von *Das Dritte Reich*. Danach soll das Konzept des Dritten Reiches nichts Illusionistisches bleiben, sondern politische Realität werden.

Zur Kritik des Aufsatzes wären drei Bemerkungen zu machen. Es handelt sich um ein sachliches Referat über Moellers geistige Entwicklung. Es ist ein besprechender Text, eine diskursive Analyse, die erzählende Elemente enthält, die aber der Form des Besprechens untergeordnet bleiben. Signifikant ist dabei, daß Koeppen einmal sogar die Figur der erlebten Rede verwendet, die sonst für fiktionales Erzählen typisch ist: „Aber Deutschland? Auf welchem Weg war es?“ etc. (6,30) Dieses Stilmittel unterstreicht hier die Absicht, die Dinge objektiv darzustellen, die Intention Moellers möglichst treffend wiederzugeben.

Zweitens muß man feststellen, daß Koeppen sich weitgehend des eigenen Urteils enthält. Er widerspricht eklatant seiner eigenen Forderung, daß ein Journalist eindeutig Stellung beziehen muß. Nur in wenigen Einzelfragen äußert er eine entschiedene Meinung. Er nennt den *Preußischen Stil* „die klärendste Monographie des Landes“ und „seine beste und wohl einzige Ästhetik“ – was gewiß keine kompromittierende Einschätzung ist. Noch in unseren Tagen meinte Golo Mann: „Wirklich wußte Moeller über Preußen recht schön zu schreiben“, er fügt aber hinzu: „Sonst war er beherrscht von grundfalschen fixen Ideen“ (G. Mann 29). Daß Koeppen der gesellschaftskritischen Einstellung des Schriftstellers gegenüber der ästhetischen Einstellung des Kunstreisenden Recht gibt, kann nicht überraschen. Andererseits vermißt er gerade in Moellers Schrift über das *Dritte Reich* „die kunsthistorische Fundierung“ (6,32). Es stellt sich aber die Frage, wie eine solche Grundlegung wohl ausgesehen hätte. Koeppen läßt diese Frage wohlweislich offen.

Drittens ist in dem Aufsatz eine Leerstelle unübersehbar. Der Leser erfährt kein Wort darüber, was Moeller unter dem Dritten Reich versteht. Und er erfährt nichts darüber, worin Moellers Konzept des Dritten Reiches dem NS-Regime gleicht und worin es sich von dem Hitler-

Regime unterscheidet. Der letzte Halbsatz des abschließenden Zitats spricht im Sinne Moellers „skeptisch und pessimistisch“ von der Gegenwart 1923. Koeppens einziger Kommentar lautet: „Das war“ (6,33) – was die Möglichkeit offenläßt, daß der kritische Leser die pessimistische Skepsis auf die Gegenwart von 1933 bezieht. Diese Lesart ist deshalb nicht ausgeschlossen, weil der Aufsatz keinerlei Hinweise auf eine Zustimmung zur nationalsozialistischen Realität enthält.

Moellers Werk, sein Beitrag zur Verbreitung des neuen Nationalismus, seine Stellung innerhalb der Konservativen Revolution, seine Nähe und seine Distanz zum Nationalsozialismus sind inzwischen hinreichend genau analysiert: die radikale Ablehnung der Weimarer Republik, die sich darin äußert, daß sie als Epoche der deutschen Geschichte nicht mitgezählt wird. Das Dritte Reich folgt in der Zählung dem Reich Bismarcks. Moeller hat nicht dem NS-Regime den Namen gegeben, das „Dritte Reich“ ist nicht seine Wortprägung, sondern beruht auf alten geschichtsphilosophischen Spekulationen. Die aktuelle nationalistische Bedeutung dürfte von Ernst Kriek wesentlich bestimmt sein, der auch die Titelformulierung von Moellers Buch beeinflusst hat (Breuer 204). Daß Moeller einen geistigen Rassebegriff bevorzugt und die Nation über die Rasse stellt, ist eine Position, die ihn entscheidend von Hitler trennt (Breuer 94; 190). Koeppen hat diesen Punkt durchaus bemerkt und gebührend hervorgehoben. Auf die Frage, ob Moeller den italienischen Faschismus in seinen Zielen richtig verstanden hat, geht Koeppen nicht weiter ein, so wenig wie er auf die politischen Machvorstellungen Moellers eingeht, der unter dem Dritten Reich außenpolitisch vor allem die Sicherung der deutschen Dominanz in Europa verstand (Breuer 121). Der Gedanke ist bei Moeller so unbestimmt formuliert, daß er nicht nur auf die mörderische nationalsozialistische Realisierung paßt. Für sich betrachtet, abgesehen von Moellers ideologischer Fassung, handelt es sich um eine politische Frage, die sich aus der gegebenen demographischen und wirtschaftlichen Gewichtung der Länder Europas von selbst ergibt und durchaus sachlich erörtert werden kann, ohne an NS-Vorstellungen Konzessionen zu machen; darauf hat zuletzt Sebastian Haffner aufmerksam gemacht (Haffner 120f.).

Moellers *Drittes Reich* ist ein Buch von pathetischer Unbestimmtheit. Klar wird immerhin, daß er gegen die westliche Zivilisation und den westlichen Fortschrittsgedanken Stellung bezieht und mit vormodernen Bewegungen sympathisiert, so wie er den Kosmopolitismus und den Pazifismus verwirft (Moeller 238). Wenn er konkreter wird, fragt man sich, ob er wußte, wovon er redete. Er beklagt etwa die „Nichtverwendung Humboldts“ im Preußen seiner Zeit (ebd. 236) und dürfte kaum gewußt haben, daß Wilhelm von Humboldt ein Vordenker des politischen Liberalismus war, der John Stuart Mill und damit selbst die englische Entwicklung wesentlich beeinflusst hat (Popper 229f.). Moeller aber schätzt den Mann aus dem inhaltsleeren Grund, weil er eben ein deutsches Genie gewesen sei. In theoretischer Hinsicht muß man Moeller van den Bruck hauptsächlich vorwerfen, daß er mit seiner verworrenen nationalistischen Emphase zur Diskreditierung des philosophischen Begriffs der Weltanschauung maßgeblich beigetragen hat. Auch darin ist ihm die NS-Phraseologie gefolgt. ‚Weltanschauung‘ wurde zu einer berüchtigten Vokabel der Lingua tertii imperii.

Abschließend wäre zu Koeppens Aufsatz zu sagen, daß man einen Autor, der so sachlich und zurückhaltend über einen Wegbereiter des Nationalsozialismus informiert, einzelne Leistungen Moeller van den Brucks anerkennt, sich des politischen Urteils im ganzen aber demonstrativ enthält, gewiß nicht als einen Sympathisanten der referierten Ideologie betrachten kann. Und sachlich heißt in diesem Zusammenhang, daß Koeppen die Ideen Moellers so darstellen will, wie dieser sie auffaßt, und nicht, wie er selbst sie beurteilt. Der Artikel informiert über einen Vertreter der Konservativen Revolution, der in mancher Hinsicht den nationalsozialistischen Zeitgeist von 1933 beeinflusst hat. Der Artikel ist aber keine Konzession an diesen Zeitgeist. Man findet darin nicht einen euphorischen Ton über den politischen Umschwung in Deutschland, nicht einmal die kühlsche Zustimmung zu dem Ereignis. Und, wie bemerkt, endet der Artikel mit einem düsteren Ausblick, den man durchaus auf den aktuellen Zeitpunkt datieren kann.

Der zweite Artikel, der gewisse Bedenken wegen Koeppens damaliger politischer Einstellung ausgelöst hat, der Bericht über „Paris in diesem Frühjahr“, ist für Koeppens literarische Entwicklung vielfach aufschlußreicher als das Referat über Moeller. Im Paris-Artikel nimmt Koeppen demonstrativ eine Haltung ein, die für sein späteres Werk typisch ist: die Haltung des Beobachters, der mit offenen Augen die politischen, sozialen und vor allem kulturellen Ereignisse und Zustände beschreibt. Der entscheidende Unterschied besteht darin, daß er hier die Haltung des neutralen Beobachters einnimmt, während er später an seinem engagierten Urteil keinen Zweifel läßt. Daß er in dieser Situation sich aber neutral verhält, wo andere Intellektuelle ihre Zustimmung nicht verweigern, sollte man wiederum nicht übersehen. Allerdings stellt Koeppen in dem Artikel über die Lage der deutschen Emigranten in Paris einige

Behauptungen auf, die befremdlich wirken und heute kaum noch auf ihren Wahrheitsgehalt hin überprüft werden können. Bei genauerer Analyse ergibt sich aber, daß der Passus einen einzigen Halbsatz oder ein einziges Wort enthält, das fragwürdig bleibt.

Der Reisebericht, der am 4. Juni 1933 veröffentlicht wurde, beginnt mit einem Überblick über die politische Situation in Deutschland und der Welt. Die gemeinsamen Kennzeichen sind politische Unruhe, verursacht durch die überall spürbare Wirtschaftskrise, und diverse Bemühungen, der Krise Herr zu werden. Dem Eingangsszenario wird nun die Lage in Paris gegenübergestellt, einer Stadt konservativen Charakters, in der die Krise weniger sichtbar, aber doch auch nicht zu übersehen ist. Koeppen liest ihr Ausmaß an der Intensität des Kulturlebens ab.

Von dem, was er eingangs über Deutschland schreibt, ist dreierlei bemerkenswert: In einem Ton nüchternster Sachlichkeit zählt er einige Daten politischer Ereignisse auf und er setzt voraus, daß die Leser die Bedeutung der Daten kennen und wissen, daß am 30. Januar Hitler zum Reichskanzler bestellt wurde und daß am 5. März die letzte Reichstagswahl stattfand. Wiederum mischt sich kein enthusiastischer Ton in das Referat; was in Deutschland geschehen ist, bezeichnet er vielmehr ohne ideologische Färbung als „starke Bewegtheit“ und „kräftige Unruhe“ (5,72).

Zweitens stellt er richtig fest: „Eine Mehrheit begrüßt die Entwicklung der Dinge“. Grammatisch genau spricht er von einer Mehrheit, nicht von der Mehrheit. Er spielt implizit darauf an, daß die Hitlerpartei bei der letzten Wahl nicht die absolute Mehrheit, sondern eine relative Mehrheit errungen hat.

Drittens verweist er auf eine Bemühung in Deutschland hin, die fraglos zu den Leistungen des Regimes gehört und ihm in der Folge weitere Zustimmung eingebracht hat: die Maßnahmen gegen die erdrückend hohe Arbeitslosigkeit.

Um nun den Passus über die Emigranten zu verstehen, wäre es nützlich, den genauen Zeitpunkt zu kennen, in dem Koeppen sich in Paris aufhielt. Der Bericht ist am 4. Juni 1933 erschienen, am 1. Juni der Bericht über die Hinreise: „Das Saargebiet, vom Zug aus gesehen“. Anfangs erwähnt er als jüngstes Ereignis in Deutschland „die Hitlerrede über den Frieden“, die am 17. Mai gehalten wurde. Man kann demnach annehmen, daß Koeppen sich in der zweiten Maihälfte für einige Tage in Paris aufhielt. Daß es damals in Paris keine „deutsche Emigration im Sinne der russischen“ gab (5,76), die deutsche Emigration noch nicht als politische oder literarische Gruppierung durch entsprechende Aktionen publizistisch in Erscheinung getreten war, ist durchaus korrekt. Erst mit der Gründung der Exilzeitschriften „Die Sammlung“ von Klaus Mann und das „Neue Tage-Buch“ von Leopold Schwarzschild im Spätsommer oder Herbst 1933, denen später andere Blätter und die Etablierung von Exilverlagen folgten, wird man von der deutschen Emigration als einer wahrnehmbaren Gruppierung sprechen können. Zwar war schon im Mai 1933 unter kommunistischer Regie der „Gegenangriff“ gegründet worden; Herausgeber waren Alexander Abusch, Bruno Frei und Willi Münzenberg. Doch wird man das Blatt wegen seiner engen parteipolitischen Bindung kaum als Forum betrachten können, das für die deutsche Emigration repräsentativ war, sondern als ein Medium, das die bekannte Politik der Parteilinie fortsetzte.

Der nächste Satz: „Die Deutschen, die sich zur Zeit dort aufhalten, haben fast alle die Absicht, in ihre Heimat zurückzukehren“, ist eine Behauptung, die durchaus plausibel erscheint. Sie ist mit dem Bericht verträglich, den Ernst Josef Aufricht, ein Theaterproduzent, der zeitweise mit Brecht zusammengearbeitet hat, von dem Verhalten der ersten Emigranten in Paris gegeben hat; selbstverständlich gilt dies nicht von jenen Flüchtlingen, die Deutschland verlassen hatten, weil sie „physisch bedroht“ waren (Aufricht 122).

Aber auch Thomas Mann erwägt die Möglichkeit einer Rückkehr, wenn er sie auch erst in einem Jahr für realisierbar hält, so seine Aufzeichnung in Lugano vom 30. März 1933. Und noch am 21. Mai 33 hält er für das Beste „eine vorläufige Rückkehr im Herbst mit nachfolgender rechtmäßiger Übersiedlung in die Schweiz“. Selbst Klaus Mann, der sich in dieser Frage eindeutiger und entschiedener verhält, ist am 31. März noch unentschlossen, wie er sich im Exil verhalten soll: „Aufforderung zu antifaschistischen Protestversammlungen u.s.w. Weiss noch nicht, ob mittun soll: hiesse jedenfalls: nicht mehr zurück.“

Und Bertolt Brecht schreibt am 28. Juni 1933: „Die linken bürgerlichen Schriftsteller richten sich im allgemeinen auf *lange* Emigrationszeit ein, sondieren wohl auch noch die Möglichkeiten der Rückkehr“ (Mittenzwei 524). Es ist durchaus möglich, daß Brecht sich hier auf Koeppens Bericht stützt. Das aber würde bedeuten, daß er, was die erwartete Dauer des Exils angeht, von dem Bericht abweicht, ihn aber in einem Punkt für glaubhaft hält: er nimmt an, daß Koeppen

die Stimmung einer beachtlichen Emigrantengruppe, die an eine mögliche Rückkehr denkt, richtig wiedergegeben hat.

Wenn Koeppen nun aber weiter behauptet, der möglichen Rückkehr stehe „in den meisten Fällen nichts als eine Verwirrung“ entgegen (5,76), treibt er sein nüchternes Understatement so weit, daß man ihn nur verstehen kann, wenn man sich die Situation im Juni 1933 vor Augen hält. Es gab damals in Deutschland keine Pressefreiheit mehr, und man hatte nur die Wahl, im Sinne des Regimes zu schreiben oder so sachlich zurückhaltend, daß der Text keine Angriffsfläche für ein Verbot enthielt.

Aber stimmt es wirklich, daß diese Sätze „nach dem kalkulierten Opportunismus eines kaum 27-jährigen, der von Hitler-Deutschland aus in Paris Kulturkorrespondent werden will“, klingen (Döring 38)? Dagegen sprechen nicht nur eine Betrachtung, die die historischen Umstände der Äußerung berücksichtigt, sondern auch einige andere Bemerkungen des Berichts. So hatte Koeppen sich immerhin die geistige Freiheit bewahrt, im Ton sachlicher Berichterstattung Trotzki zu erwähnen (5,72) und als Filmkenner „die Ansätze zu einem dialektisch aufklärenden Film, wie sie sich kürzlich in Berlin zeigten“ (5,77) zu loben. Mit dialektisch aufklärenden Filmen sind natürlich gesellschaftskritische Filme linker Provenienz gemeint, und ‚kürzlich‘ bedeutet nichts anderes als vor Hitlers Machtergreifung.

Welche Emigranten, die Koeppen persönlich kannte und mit denen er hätte sprechen können, hielten sich im Mai 1933 überhaupt in Paris auf? Koeppen war in seiner Berliner Zeit Joseph Roth begegnet (Tau 250; *Ohne Absicht* 67), Siegfried Kracauer (*Gespräche* 263), Lotte Lenya (*Ohne Absicht* 67) und Johannes R. Becher (*Ohne Absicht* 142). Roth hielt sich, wie Klaus Mann am 27. Mai berichtet, damals in Paris auf; ebenso Lotte Lenya, die Frau von Kurt Weill, und Weill ließ Brecht kommen, der für ihn den Text für ein Ballett schreiben sollte (Mittenzwei 478). Es bleibt aber offen, ob Koeppen diese ihm bekannten Exilanten damals getroffen hat. Und wenn dies der Fall war, so ist gewiß nicht anzunehmen, daß Roth, ein entschiedener Gegner Hitlers, an eine Rückkehr nach Deutschland dachte; er lehnte jede weitere Mitarbeit an der *Frankfurter Zeitung* ab, während Kracauer noch eine Zeitlang für das Blatt geschrieben hat (Bronsen 425). Doch glaubte Kracauer sicher nicht, bald nach Deutschland zurückkehren zu können. Klaus Mann, den Koeppen gut kannte, traf erst am 26. Mai in Paris ein. Es ist aber unwahrscheinlich, daß Koeppen ihm begegnet ist. Er hätte es sicher in den Gesprächen später erwähnt.

Und die beiden hätten einen aktuellen Gesprächsstoff gehabt: Klaus Manns Brief an Gottfried Benn und Benns Antwort, die am 25. Mai in der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* erschienen ist. Koeppen hätte aber nicht wissen können, daß Klaus Mann in seinem Brief gegen „den Typus des ‚marxistischen‘ deutschen Literaten“ polemisiert hatte: „Wie blöde und schlimm war es, wenn diese Herren in der Frankfurter Zeitung, im Börsencourier [...] Dichtungen auf ihren soziologischen Gehalt prüften“ (Zitat bei Benn 1984,400). Gemeint war sicher S. Kracauer, wahrscheinlich auch Herbert Jhering. Dies konnte Koeppen damals nicht wissen, er hat aber gewiß die Antwort Benns gekannt, und seinen Paris-Bericht mit der heiklen Bemerkung über die Emigration kann man auch als Gegenstück zu Benns offenem Bekenntnis zum NS-Regime ansehen. In Koeppens sachlichem Bericht findet sich nichts, was sich mit diesen nazistischen Bekenner-Phrasen vergleichen ließe. Benn behauptet etwa zu dem Herrschaftsbeginn Hitlers: „Ich erkläre mich ganz persönlich für den neuen Staat“ (Benn 300). Zu den „Vorgängen in Deutschland“ schreibt er, es handle sich „um das Hervortreten eines neuen biologischen Typs, die Geschichte mutiert und ein Volk will sich züchten“; es handle sich „wahrscheinlich um die letzte großartige Konzeption der weißen Rasse, wahrscheinlich um eine der großartigsten Realisationen des Weltgeistes überhaupt“ (ebd. 298). Und er trieb seine Zustimmung zum nazistischen Rassismus so weit, daß er in dem Artikel „Geist und Seele künftiger Geschlechter“ vom 23. 9. 1933 von einem „auszuscheidenden minderwertigen Volksteil“ der Deutschen sprechen konnte (Benn 1989,255). Mit ‚ausscheiden‘ ist an Ort und Stelle zwar die verordnete Sterilisation geistig und körperlich Behinderter gemeint, der Begriff hat aber durchaus weit fatalere Implikationen.

Wenn man sich dies vor Augen hält und sich an die Analyse des Referats über Moeller van den Bruck erinnert, kann man die folgende Annahme nur für unbegründet halten, die sich auf dieses Referat bezieht: „Koeppen adelt darin intellektuell den Geist der neuen Bewegung, nicht anders als etwa Gottfried Benn in seiner ‚Antwort an die literarischen Emigranten‘“ (Häntzschel 23). Und es ist auch kaum zutreffend, daß er in seinem Paris-Bericht versucht habe, „die drastischen Veränderungen in Deutschland herunterzuspielen, Normalität zu suggerieren, die Fluchtbewegung zu verneinen“ (ebd. 23). Wer in Deutschland „eine starke Bewegtheit“, „eine

kräftige Unruhe“ konstatiert (5,72), die im Klartext ja nichts anderes besagt als die Durchdringung aller Lebensbereiche mit der NS-Politik, die totale Politisierung des öffentlichen und privaten Lebens, behauptet so ziemlich das Gegenteil von Normalität. Und wer die Frage der Emigration als „heikles Kapitel“ bezeichnet (5,75), verneint natürlich nicht die Fluchtbewegung.

Auch aus Bemerkungen in anderen Artikeln dieser Zeit wird man ihm keinen einen politisch-ideologischen Strick drehen und ihm eine Nähe zur NS-Phraseologie nachweisen können. So hat etwa die Schlußpointe des Feuilletons „Vom Beruf des Schriftstellers“ (19.9.33) bei einigen Interpreten Anstoß erregt. Koeppen überlegt, welche beruflichen Alternativen sich dem jungen Schriftsteller bieten, um seine Existenz materiell zu sichern. Er wägt zwei Möglichkeiten gegeneinander ab: den bürgerlichen Beruf und die Arbeit als Journalist, und er kommt zu dem Schluß, daß beide Optionen nicht ernsthaft in Frage kommen, weil ein bürgerlicher Beruf wegen des Konkurrenzdruckes den ganzen Mann erfordert und für literarisches Schreiben keinen Raum bietet und weil die journalistische Arbeit das literarische Schreiben zu korrumpieren droht. So schließt er mit der ironischen Pointe: „Die Frage ist nicht zu lösen. Sie ist so wenig zu lösen, daß man sie im Anblick unseres Jahrhunderts nur so beantworten kann: Er soll ein Soldat sein!“ (6,49). Wer im Schlußsatz ein „Ironiesignal“ vermißt (Döring 47), verkennt nicht nur die offensichtliche Logik des Gedankens, sondern die hermeneutische Grundtatsache, daß man „im Gespräch Ironie in dem Grade versteht, in dem man in sachlichem Einverständnis mit dem anderen steht“ (Gadamer 279). Das heißt, wir müssen zumindest die Intention des Textes erkennen, und wenn wir kein sachliches Einverständnis aufbringen, können wir die Ironie zwar entdecken, wir halten sie aber für unangebracht oder für manieriert.

Anzumerken wäre, daß der Eintritt in die Armee für Benn tatsächlich die einzige Möglichkeit war, während des NS-Regimes zu überleben. Später hat Koeppen in Gesprächen mehrfach bedauert, nicht wie Benn oder Döblin Arzt geworden zu sein, weil er glaubte, diese Tätigkeit hätte sich mit dem Beruf des Schriftstellers leichter vereinbaren lassen. Das war wohl eine Fehleinschätzung, der er in jenem Feuilleton nicht erlag.

Um das Thema abzuschließen, könnte man noch einige unzweideutige Bemerkungen anführen, die der offiziellen Ideologie klar widersprechen. So das Zitat über Stefan George, das von einer „glücklichen germanisch-romanischen Blutmischung“ spricht (6,44), oder die zustimmend referierte Polemik gegen das „Schlagwort vom ‚Kulturbolschewismus‘“, was sich natürlich auf die gängige NS-Propaganda bezog (5,87).

II. Zur Neuausgabe der *Tauben im Gras*

On est philologue ou on ne l'est pas.

W. BENJAMIN

Gegenüber dem Text des Romans in den *Gesammelten Werken* (1986) ist die von Hans-Ulrich Treichel allein besorgte neue Edition der *Tauben im Gras* ein gewaltiger Fortschritt, ideal oder auch nur optimal ist sie aber noch nicht.

Die Fassung der *Gesammelten Werke* war für eine erzähltechnische Analyse schlicht unbrauchbar. Der Romantext ist bekanntlich nicht in nummerierte oder betitelte Kapitel eingeteilt, sondern in Erzählsequenzen, die durch eine Leerzeile voneinander abgesetzt sind. Die Montage der Erzählsequenzen erfolgt aber nach Methoden der filmischen Montage im strengen Sinn, die Koeppen in das Medium der sprachlichen Erzählung übertragen hat. Die Erzählsequenzen sind nach Prinzipien des Kontrastes und der Analogie verknüpft. Am auffälligsten sind die phonetischen, semantischen und syntaktischen Verknüpfungen, die meist mit einem narrativen Perspektivenwechsel zusammenfallen – sie sind für Koeppens Erzählweise in diesem Roman signifikant (Quack 1997, 97ff.). Das Vorbild für dieses Montageverfahren fand er in dem *Wallenstein*-Roman von Alfred Döblin, er hat aber die Möglichkeiten des Erzählmoments bedeutend erweitert und vor allem erkannt, daß es sich zur Darstellung von Bewußtseinsvorgängen und überpersönlichen Zusammenhänge mentaler Art eignet (Quack 2006,49). Insofern konnte er mit einem gewissen Recht behaupten, das Verfahren sei seine Erfindung (*Ohne Absicht* 151). Es liegt auf der Hand, daß der Montage der Erzählsequenzen eine erhebliche inhaltliche Bedeutung zukommt, und es ist evident, daß der Text die intendierte Abfolge der Erzähleinheiten möglichst genau und getreu wiedergeben sollte.

Der Text der *Gesammelten Werke* war, man kann es nicht anders sagen, in dieser Hinsicht eine Katastrophe. Gegenüber dem Text der Erstausgabe sind in dieser Ausgabe 14 Zäsuren zwischen Erzählsequenzen weggefallen und zwei hinzugefügt worden. Und um das Maß der Verwirrung voll zu machen, ist in manchen Fällen nicht nur die Leerzeile getilgt worden, sondern

auch der Absatz, so daß manche Sequenz als fortlaufender Text an die vorherige Erzähleinheit angehängt ist.

Bei den früheren Ausgaben, die der Erstausgabe folgten, war die Textenteilung nicht ganz so verheerend, aber auch nicht fehlerfrei. Der Text der Non-Stop-Bücherei von 1956 hat fünf Zäsuren mehr als die Erstausgabe, eine Zäsur wurde unterschlagen. Der Text der dreibändigen Ausgabe bei Goverts von 1969 hat acht Zäsuren weniger als der Text der Erstausgabe, zwei Zäsuren wurden hinzugefügt. Diese Ausgabe wurde zur Grundlage für die folgenden Drucke des Suhrkamp-Verlages, wie Treichel schreibt (Koeppen 2006,268). Genaugenommen wurde aber nicht diese Ausgabe als Druckvorlage genommen, sondern die entsprechende Ausgabe beim Deutschen Bücherbund, die ebenfalls 1969 erschienen ist (Koeppen an Unseld, 4.1.72). Ob sie mit der Goverts-Ausgabe identisch ist, wäre noch zu verifizieren.

Die neue Ausgabe hat nun 105 Erzählabschnitte, während die Erstausgabe nur 103 Sequenzen hat. Treichel ist sich in dieser Hinsicht nicht sicher. Einmal spricht er, die Erstausgabe meinend, von „103 zum Teil simultan angeordneten Erzählsequenzen“ (Koeppen 2006,233), ein andermal von „105 Erzählabschnitten“ (ebd. 269). Jedenfalls sind die beiden zusätzlich eingefügten Zäsuren der neuen Ausgabe überzeugend: S.53 und S. 120. Sie stellen gegenüber der Erstausgabe eine begründete Korrektur dar, so daß wir, was diese erstrangige Formalie angeht, zum ersten Mal eine korrekte Textvorlage haben.

Allerdings muß man feststellen, daß der editorische Bericht ein wenig dünn und wortkarg ausgefallen ist. Die tatsächlichen Textänderungen gibt er nicht präzise genug an. Einmal spricht er von „zwei Fassungen des Erstdrucks“, um im übernächsten Satz von „beiden Auflagen“ zu reden (ebd. 266). Und es heißt: „Die vorliegende Ausgabe [...] nimmt keine Normalisierungen oder Modernisierungen bei Lautstand, Orthographie oder Interpunktion vor“ (ebd. 266) – was nicht ganz stimmt. Im Unterschied zur Erstausgabe sind zum Beispiel alle Nebensätze durch Kommata konsequent abgetrennt. Aus ‚Bahnhofplatz‘ der Erstausgabe und der Fassung der Non-Stop-Bücherei wurde ‚Bahnhofsplatz‘ (S. 27), u.ä.m. Erheblicher ist, daß die Anführungszeichen sinnwidrig vereinheitlicht wurden. In der Erstausgabe wird gesprochener Dialog in doppelte angewinkelte Anführungszeichen: »...«, stummer Monolog aber in einfache deutsche typographische Anführungszeichen gesetzt: ‚...‘. Die neue Fassung ändert die sinnreiche Nuancierung derart, daß stummer Monolog in einfache angewinkelte Anführungszeichen eingeschlossen ist. Die Differenz zwischen gesprochenem Wort und unausgesprochenem Gedanken wird abgeschwächt.

Was den Satz der Zeitungsschlagzeilen und Reklameslogans angeht, folgt die neue Edition wieder der Erstausgabe und verwendet dafür Kapitälchen, während die Govertsausgabe von 1969 dafür Kursivdruck hatte, aber auch Zitate und Buchtitel kursiv wiedergab – eine Lektürehilfe, über die sich reden läßt, die jedoch nicht der Erstausgabe entsprach, die nach dem heute herrschenden Editionsdogma nun einmal maßgeblich ist.

Zu vermerken ist aber eine typographische Änderung gegenüber dem Erstdruck. Dieser hatte sowohl die erste Zeile einer Erzählsequenz als auch die ersten Zeilen der internen Abschnitte eingerückt präsentiert, während die Ausgaben von 1956 und 1969 die Einrückungen der ersten Zeilen getilgt hatten. Dieser Praxis folgt auch die neue Ausgabe. Dieses Seitenlayout hat in allen Fällen zur Folge, daß man den Beginn einer neuen Erzähleinheit dann nicht zweifelsfrei optisch erkennen kann, wenn die neue Sequenz auf einer neuen Seite beginnt. Und dabei hätte man diese Schwierigkeit so einfach beseitigen können, wenn man sich an den üblichen Satz der deutschen Typographie gehalten hätte und die erste Zeile einer Sequenz nicht eingerückt, die ersten Zeilen der inneren Absätze aber eingerückt hätte.

Da ich leider kein Talent zum Korrekturlesen habe, habe ich darauf verzichtet, nach Druckfehlern zu fahnden. So sehr sie mich in eigenen Texten ärgern, so nachsichtig überlese ich sie in anderen Texten. Ob diese Edition frei von Druckfehlern ist, vermag ich also nicht zu sagen.

Im Nachwort werden wir ausführlich über die Entstehung des Romans, die erste Rezeption und Koeppens Beziehung zum Verlag informiert. Zahlreiche Zitate aus der Korrespondenz ergänzen, vielerlei Anregungen zum Weiterforschen liefernd, diesen Part, der sachhaltiger ausgefallen ist als der editorische Bericht. Man spürt hier wieder einmal, wie wünschenswert es wäre, wenn es endlich zu einer größeren Ausgabe der Briefe des Autors käme.

Bedauern mag man aber, daß Koeppens Vorwort zur Ausgabe der Non-Stop-Bücherei ins Nachwort verbannt wurde, wo es rechtens doch zu den Varianten gehörte. Das hängt damit zusammen, daß der Herausgeber sich hier auf ein Minimum der Angaben beschränkt, und auf notwendige Sacherklärungen, einen registerartigen Stellenkommentar ganz verzichtet hat. Den

dafür nötigen Platz hat er einer Interpretation des Romans vorbehalten.

Eine lobenswerte Praxis der Editionsarbeit früher bestand darin, daß der Name des Autors, der einen wichtigen Nachweis zuerst geführt hatte, immer genannt wurde. Im Falle des Nachweises des Mottos von Getrude Stein, „Pigeons on the grass alas“, bringt Treichel diese Fairneß leider nicht auf. So sei hier wiederholt, daß es David Basker war, der erst 1993 herausgefunden hat, woher jenes Zitat stammt, nachdem die deutschen Interpreten jahrzehntelang in dieser Frage hatten passen müssen.

Bekanntlich ist neben Thomas Mann eines der Vorbilder für Edwin, den repräsentativen Schriftsteller konservativer Prägung, T.S.Eliot. Den Freunden weitreichender Quellenforschung sei deshalb mitgeteilt, was im Nachwort nicht vermerkt ist. Eliot hat 1949 tatsächlich in München zwei vielbeachtete Vorträge gehalten. In der Ludwig-Maximilians-Universität sprach er über die „Entwicklung der Verskunst im Drama Shakespeares“, und im Amerikahaus verbreitete er sich über die „Einheit einer europäischen Gesellschaft“.

Es gab einmal eine Zeit, wo Herausgeber sich auf einen editorischen Rechenschaftsbericht beschränkten und die Interpretation im weiteren Sinn in kluger Zurückhaltung den Lesern überließen. Nicht so Treichel. Und seine Auslegung des Werkes bietet denn auch einige Angriffspunkte, die man um Koeppens und der Gerechtigkeit willen nicht ignorieren kann. So können ihm drei Vorwürfe nicht erspart werden.

Erstens scheint ihm die Differenz von ‚mythisch‘ und ‚mythologisch‘ und damit die Reflexionen über den Mythos von Friedrich Schiller bis zu Th. Ziolkowski und H. Blumenberg nicht bekannt zu sein. Die Differenz ist aber ein Unterschied ums Ganze. Koeppen erzählt nicht mythisch, sondern mythologisch. Er ist nicht Anhänger einer mythischen Einstellung, sondern verwendet intertextuelle Verweise auf die Literatur der klassischen Antike, um seinen Personen einen Echoraum humaner Tradition zu geben. Ihr Profil erhält eine neue Dimension, die es schärfer konturiert. Und aus der Rahmenkonzeption des Textes auf eine mythische Einstellung zu schließen, ist auch nur eine germanistische Anmutung, kein rationales Argument. Und das Geschichtserlebnis Josefs des Dienstmanns sans phrase dem Autor zuzuschreiben, übersieht ein Grundprinzip perspektivischen Erzählens. Die elementarsten Ergebnisse der Erzähltheorie werden unbekümmert ignoriert. So wird nach Einlassungen dieser Art niemand vermuten können, daß es eine rationale Geschichtstheorie gibt, die mit Koeppens Denken über die Geschichte durchaus vereinbar ist. Was in dem Kommentar hier falsch läuft, erklärt sich letztlich daraus, daß eine elementare logisch-semantische Distinktion nicht beachtet wird: eine Rose ist eine Rose und eine Metapher ist eine Metapher.

Zweitens ist es mit der politisch-historischen Informiertheit des Kommentators nicht weit her. Daß Koeppen die Nachkriegszeit als Vorkriegszeit deutet, ist keine „zeitgeschichtliche Leerstelle“ (ebd. 260), sondern gibt die damals herrschende Stimmung realitätsgetreu wieder. Es ist eine historische Tatsache, daß damals eine akute Kriegsgefahr bestand. Wir befinden uns im Koreakrieg, der im Juni 1951 durch eine Feuerpause zwar unterbrochen, aber längst noch nicht beendet ist. Die Zeitungen belegen es und kluge, politisch gut informierte Zeugen, Walter Dirks, Jean-Paul Sartre oder Bertrand Russell, bestätigen, daß man mit der realen Möglichkeit eines neuen Weltkrieges rechnen mußte. Außerdem spielt Koeppen auf den Konflikt am Persischen Golf an und damit auf eine der Ursachen der Krise im Mittleren Osten, die bis heute aktuell geblieben ist. Daß derzeit, was die fünfziger Jahre geht, die Modernisierungstendenzen gegenüber den restaurativen Strömungen betont werden, ist eine Mode jüngerer Geschichtsschreibung, die die tatsächlich vorhandenen Bestrebungen der Restauration nicht widerlegt. Übrigens hat Koeppen beide Tendenzen beschrieben.

Drittens kann man einen Mangel an philosophischer Bildung nicht übersehen. Wer keine philosophischen Kenntnisse oder kein philosophisches Sensorium hat, ist begriffsblind im Sinne Wittgensteins. Er wird diese Dimension des Romans, die Anspielungen auf Kierkegaard und den Existentialismus des Nachkriegs, nicht wahrnehmen oder verstehen. Gilt doch auch hier der hermeneutische Grundsatz: Quidquid recipitur, ad modum recipientis recipitur. Daß sich eine politisch-gesellschaftskritische Interpretation und eine existentielle Interpretation des Romans nicht ausschließen müssen, könnte jeder wissen, der auch nur eine Seite von Sartre oder Camus gelesen hat. Und auch ein Literaturhistoriker könnte davon gehört haben, daß die Existenzphilosophie in allen ihren Spielarten, von Kierkegaard bis zu Sartre, eine spezifisch moderne Philosophie, eine authentische Ausdrucksform des Denkens der Moderne ist.

Das beste ist, wir vergessen des Herausgebers wenig sinnreiche Beigabe der Auslegung und halten als Fazit fest: Die neue Edition bringt eine brauchbare Textfassung jenes Romans, der aus guten Gründen Koeppens Meisterwerk geworden ist. Man kann ihr nur viele verständige

Leser wünschen, die seinem intellektuellen Niveau gewachsen sind, dem geistigen Gehalt, den der große Erzähler der Zeit dem Roman eingeprägt hat.

III. Zeit des Romans: Zur Datierung der *Treibhaus*-Handlung

Raimund Fellingner hat in *Flandziu* (August 2006) zur Datierung der *Treibhaus*-Handlung die folgende These aufgestellt: „Wolfgang Koeppen wählte im *Treibhaus* die dritte, abschließende Lesung des Deutschlandvertrags und des EVG-Vertrags am Donnerstag, dem 19. März 1953, und deren besondere Begleitumstände. Daraus folgt, daß sich die erzählte Zeit des Romans auf diesen Tag und den Tag davor erstreckt.“ (100) Das wichtigste Argument für diese Hypothese ist, daß die „Nachricht aus dem Conseil Supérieur des Forces Armées“, die im Roman erwähnt wird (2,279ff.), sich auf einen Artikel bezieht, der am 19.3.1953 in der *Zeit* erschienen ist. Fellingner beschreibt die Umstände der Veröffentlichung und die politischen Reaktionen auf die Meldung so ausführlich und detailliert, wie man es nur wünschen kann. Und es ist zweifellos ein Verdienst, daß er in einem Punkt den realhistorischen Kern des Romans energisch herausstellt – gegen jene Interpreten, die in dem Roman nur ein von allem Wirklichkeitsgehalt entleertes Phantasieprodukt, ein reines Wortgespinnst sehen wollen.

Man könnte seiner Argumentation einige Details hinzufügen, die ebenfalls darauf hindeuten, daß die Handlung des Romans im März 1953 anzusetzen ist. Einmal wird ein Illustriertenbericht, „Ich war Stalins Freundin“ erwähnt (2,336), der wahrscheinlich aus Anlaß von Stalins Tod, der am 3. März 1953 erfolgte, erschienen ist. Auch ist von dem „Handbuch des Bundestages“ (2,271; 277) die Rede. Dieses Handbuch ist aber zuerst 1953 erschienen. Und es wird erzählt, daß Keetenheuve einen „Kollegen vom Volksblatt [...] vor zwanzig Jahren“, also 1933, zuletzt gesehen habe, „an dem Tag, an dem der Kommissar in das Volksblatt einzog“ (2,246). Nicht so eindeutig ist die Erwähnung der Verhandlungen in Korea, da sie schon im Spätsommer 1951 begonnen haben (2,329).

Die Frage ist nun, ob diese Angaben und der zweifellos wichtige Quellenfund Fellingners mit den übrigen Anhaltspunkten des Romantextes, die auf eine Datierung schließen lassen, übereinstimmen. Diese Frage muß man verneinen. Das entscheidende Argument sind die Klimabeschreibungen des Textes, die eindeutig besagen, daß Keetenheuves Geschichte im Sommer spielt. Das war der Grund, warum die meisten Interpreten annahmen, daß der Roman zwei Tage im Sommer 1952 beschreibt. So auch Kurt Sontheimer in seiner Darstellung der *Adenauer-Ära*, worin er ungewöhnlich genug auch Koeppens Roman im politischen Kontext untersucht und ihm die zeitgeschichtliche Authentizität bescheinigt, und so auch Hartmut Buchholz, zu dessen Begründung, die auf das beschriebene Klima verweist, Fellingner in einer Fußnote bemerkt: „... dazu erübrigt sich jeder Kommentar“ (100).

Daß Fellingner dieses Argument nicht gelten läßt, ist aber schwer zu begreifen. Er raubt damit der tragenden Metaphorik des Romans jede plausible Grundlage, die Stütze der realen Erfahrung. Auch paßt seine Haltung in diesem Punkt nicht gut zu seinem eigenen, durchaus vernünftigen Interpretationsprinzip, daß die welthaltigen Beschreibungen einen realgeschichtlichen Kern haben, der zum Katalysator des Romans wird. Um diese Grundannahme in hermeneutische Begriffe zu übersetzen: es stimmt durchaus, daß für den Roman die Spannung zwischen Dichtung und ihrem Sitz im Leben konstitutiv ist, und jede Auslegung, die den realen Pol ausblendet, die Intention des Romans verfehlt. Die Beschreibungen des sommerlichen Wetters sind aber nicht wegzudeuten, und ebenso evident ist, daß sie dem Umstand widersprechen, daß Koeppen eine Zeitungsmeldung vom 19.3.1953 in das Romangeschehen integriert hat. Die Auflösung des Widerspruchs kann nur heißen, daß er Ereignisse der realen Geschichte vom März 1953 in den Sommer 1952 zurückverlegt hat.

Man sollte sich erinnern, daß das *Treibhaus* ein literarisches Werk ist, zu dessen narrativer Welt auch die Realgeschichte gehört; und es ist für die Poetik des Romans bezeichnend, daß es ihr nicht auf jene Genauigkeit in Datierung ankommt, die für Historiographie und Chronik unerlässlich ist. Es geht hier in erster Linie um das Problem der Wiederbewaffnung, wie es in der ersten Legislaturperiode diskutiert wurde, und um die grundsätzliche Frage, wie sich eine pazifistische Haltung in dieser Situation ethisch und politisch begründen läßt (Quack 1997,149). Und was die Einschätzung jener Zeitungsmeldung angeht, so sollte man nicht vergessen, daß sie vor allem deshalb erwähnt wird, um über die ethische Zwielfichtigkeit politischen Handelns nachzudenken (ebd. 153). Wenn nun Zweifel auftreten, ob die Angaben der realen Welt oder die der narrativen Welt Vorrang haben, so gilt wie bei allen historischen Romanen der Grundsatz, daß die Beschreibungen der narrativen Welt entscheidend oder gültig sind.

So auch bei den Beschreibungen des Klimas, die jene sinnliche Dimension des Romans

konstituieren, die dem Werk jene Lebendigkeit oder vitale Intensität geben, die ein Qualitätsmerkmal des Romanciers Koeppen geworden ist. Die Hinweise auf die sommerliche Zeit sind aber zahlreich, eindeutig und erdrückend. Statt vieler Belege nur ein Beispiel: „Es tropfte und blitzte, und Regenschleier legten sich wie Nebel über die Häupter der Bäume, aber der Donner grollte kraftlos und matt, als wenn das Gewitter schon müde oder noch fern wäre. Es roch intensiv nach Feuchtigkeit, Erde und Blüten, dabei wurde es immer wärmer, man schwitzte, das Hemd klebte am Leib, und wieder hatte Keetenheuve die Vorstellung, sich in einem großen Treibhaus zu befinden.“ (2,264) Solche Beschreibungen, von denen sich mindestens ein Dutzend anführen ließen, beweisen, daß es um zwei schwüle, feuchtwarme, schweißtreibende Tage sommerlichen Wetters geht. Und nicht zuletzt erklären sie auch, daß Keetenheuves fatale Krise an diesen Tagen auch eine leibliche Komponente hat.

Ein weitaus schwächeres Argument, daß der Roman im Sommer 1952 spielt, kann man darin sehen, daß damals Kurt Schumacher noch lebte. Er wird im Roman zwar nicht porträtiert, seine markante Persönlichkeit hat aber für den Oppositionsführer Knurrewahn nur zu offensichtlich Modell gestanden. Schumacher ist am 20. August 1952 gestorben. Das alles würde besser für die Option des Sommers 1952 sprechen, für sich genommen ist das Argument aber nicht ausschlaggebend.

Man muß sich damit abfinden, daß sich in der Frage der geschilderten Bundestagsdebatte Romanwelt und reale Welt nicht harmonisieren lassen. Koeppen verfolgt eine andere Art der Authentizität als die Genauigkeit auf der Stufe der historischen Chronik. Im Text heißt es zwar ausdrücklich, daß es um die „zweite Lesung des Gesetzes“ zum EVG-Vertrag geht (2,349). Doch macht die Angabe die Sache nicht einfacher. Denn laut Plenarprotokoll des Deutschen Bundestages (I/240ff.) fand die zweite Lesung am 3. bis 5. Dezember 1952 statt - was mit den jahreszeitlichen Beschreibungen im Roman kollidiert. Am ehesten kämen noch der 9. und 10. Juli 1952 in Frage, die Tage der ersten Lesung (ebd. I/221f.). Und es war die stürmischste Aussprache in dieser Sache. Die Hauptredner waren Franz-Josef Strauß und Fritz Erler, die beiden Kontrahenten, die damals in Fragen des Wehrbeitrages als die wortführenden Experten galten. Im Roman finden sich – aus Gründen der politischen und existentiellen Konzeption - aber keine Figuren, die mit diesen Personen auch nur eine entfernte Ähnlichkeit hätten. Anders als Keetenheuve war Erler kein idealistischer Intellektueller, sondern ein echter Realpolitiker, der einige Jahre später mithalf, daß sich seine Partei den neuen Verhältnissen anpaßte. Wenn auch die äußeren Bedingungen für dieses Datum sprechen, so bleibt doch der Umstand bestehen, daß es die erste Lesung und nicht, wie vom Text gefordert, die zweite Lesung war.

Wir müssen also festhalten, daß die beiden im Roman beschriebenen Tage sich nicht genauer datieren lassen, als daß sie im frühen Sommer 1952 anzusetzen sind.

Schließlich sei noch angemerkt, daß der politische Roman *Das Treibhaus* mit Alfred Döblins historischem Roman *Wallenstein* die auffallende Eigenart teilt, daß darin keine Jahreszahlen genannt werden. So bleibt die Datierung in vielen Fällen zwar möglich, sie läßt sich aber nicht immer genau durchführen. Und beide Autoren haben sich die Freiheit genommen, aus Gründen der Romanidee von der historischen Fakentreue abzuweichen.

Daß Keetenheuves refrainartige spöttisch-ironische Selbstcharakterisierungen an ein ähnliches Verfahren in Döblins Erzählung *Der Oberst und der Dichter* erinnern, habe ich andernorts vermerkt. Hier wäre zu ergänzen, daß der Romantext wie die Erzählung auch knittelversartig gereimte Passagen enthält, die in die Prosa eingesprenkelt sind. So etwa: „Der Wagen stand im Gestank. Keetenheuve trank. Er dachte: Ich bin gut bewacht. Er dachte: Ich habe es weit gebracht.“ (2,372). Auch dieser Zug des Unernstes gehört zur Physiognomie des Intellektuellen Keetenheuves, der zuletzt nicht nur der Welt der Politik überdrüssig wird.

Literatur

Ernst Josef Aufricht, *Erzähle, damit du dein Recht erweist. Aufzeichnungen eines Berliner Theaterdirektors*. München 1969.

Gottfried Benn, *Prosa und Autobiographie*. In der Fassung der Erstdrucke. Hg. v. Bruno Hillebrand. Frankfurt am Main 1984.

- , *Essays und Reden*. In der Fassung der Erstdrucke. Hg. v. Bruno Hillebrand. Frankfurt am Main 1989.

Stefan Breuer, *Anatomie der konservativen Revolution*. Darmstadt 1995.

David Bronson, *Joseph Roth. Eine Biographie*. München 1981.

Jörg Döring, „...ich stellte mich unter, ich machte mich klein...“ *Wolfgang Koeppen 1933 – 1948*. Frankfurt am Main 2001.

- Raimund Fellinger, Wolfgang Koeppen als Leser der Signatur seiner Zeit oder: Bonn: Donnerstag, 19. März 1953. *Flandziu*. 3, 2006, Heft 4. S.99-106.
- Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen 1965.
- Günter u. Hiltrud Häntzschel, *Wolfgang Koeppen. Suhrkamp BasisBiographie*. Frankfurt am Main 2006.
- Sebastian Haffner, *Anmerkungen zu Hitler*. Frankfurt am Main 2003.
- Herbert Jhering, *Die getarnte Reaktion* (1930/1948). In: Hans Mayer (Hg.), *Deutsche Literaturkritik*. Band 3. Frankfurt am Main 1978. S.640-675.
- Wolfgang Koeppen, *Tauben im Gras*. Roman. Stuttgart, Hamburg: Scherz & Goverts Verlag, 1951.
- , *Tauben im Gras*. Roman. Berlin-Grunewald: Non Stop-Bücherei (1956).
 - , *Tauben im Gras. Das Treibhaus. Der Tod in Rom*. Stuttgart: Henry Goverts Verlag 1969.
 - , *Gesammelte Werke in sechs Bänden*. Hg. von Marcel Reich-Ranicki in Zusammenarbeit mit Dagmar von Briel und Hans-Ulrich Treichel. Frankfurt am Main 1986.
 - , *Ohne Absicht. Gespräch mit Marcel Reich-Ranicki*. Göttingen 1994.
 - , *Einer der schreibt. Gespräche und Interviews*. Hg. v. Hans-Ulrich Treichel. Frankfurt am Main 1995.
 - , *Auf dem Phantasieroß. Prosa aus dem Nachlaß*. Hg. v. Alfred Estermann. Frankfurt am Main 2000.
 - , *Tauben im Gras*. Roman. Hg. v. Hans-Ulrich Treichel. Frankfurt am Main 2006.
- Wolfgang Koeppen, Siegfried Unseld, „*Ich bitte um ein Wort...*“. Der Briefwechsel. Hg. v. Alfred Estermann u. Wolfgang Schopf. Frankfurt am Main 2006.
- Golo Mann, *Erinnerungen und Gedanken. Lehrjahre in Frankreich*. Frankfurt am Main 2000.
- Klaus Mann, *Tagebücher 1931-1933*. Hg. v. Joachim Heimannsberg u. a. München 1989.
- Thomas Mann, *Tagebücher 1933-1934*. Hg. v. Peter de Mendelsohn. Frankfurt am Main 2003.
- Werner Mittenzwei, *Das Leben des Bertolt Brecht oder Der Umgang mit den Welträtseln*. Erster Band. Frankfurt am Main 1987.
- Arthur Moeller van den Bruck, *Das dritte Reich*. Bearb. v. Hans Schwarz. 3. Aufl. Hamburg 1931.
- Karl R. Popper, *Alles Leben ist Problemlösen. Über Erkenntnis, Geschichte und Politik*. Darmstadt 1994.
- Josef Quack, *Wolfgang Koeppen. Erzähler der Zeit*. 1997.
- , Geistige Wahlverwandtschaft. Wolfgang Koeppen und Alfred Döblin. *Jahrbuch 2006 der Internationalen Wolfgang Koeppen-Gesellschaft*. 39-56.
 - , Wolfgang Koeppen im Kontext der Moderne. Vortrag in Greifswald 2006. (demnächst im Koeppen-Jahrbuch)
- August Scholtis, *Ein Herr aus Bolatitz. Lebenserinnerungen*. München 1959.
- Kurt Sontheimer, *Die Adenauer-Ära. Grundlegung der Bundesrepublik*. München 1991.
- Max Tau, *Das Land, das ich verlassen mußte*. Hamburg o.J.

*

Mein Dank gilt Gabriele Schaffartzik vom Referat Sach- und Sprechregister des Deutschen Bundestages für die Informationen über das Gesetz zum EVG-Vertrag.

© J.Quack 7. Feb. 2007

www.j-quack.homepage.t-online.de